

Der Sturmgesang der Liebe.

Roman von Robert Heymann.

(4. Fortsetzung) (Kahobruat verboten.)

„Weiß, sage mir nur, wo für Du das viele Geld brauchst, das Du hier auf die Straße wirfst!“ fuhr der Baron fort, den Leutnant zerstreut betrachtend. Obgleich er älter war als dieser, schien er doch nicht die geringste Lust zu empfinden, ihm ernstlich und mit Gründen ins Gewissen zu reden. „Deiner Nervosität nach zu schließen, hast Du wieder hoch verloren!“

„Ja... was tut's? Ich werde mir das Geld wieder beschaffen... schließlich wird es ja doch einmal ein rasches Ende nehmen...“ Er brach jäh ab. Sein Gesicht wurde noch blässer, seine Augen brannten förmlich auf den Nacken der Frau von Bederitz, die sich über die Schulter eines der Spieler beugte. Der Baron war seinem Blick gefolgt und sah ihn nun aufmerksamer an.

„Mir scheint, Du bist auf dem rechten Wege, Dich zu ruinieren!“

Leutnant Friedrichswert starrte zu Boden und schwieg. In seiner Haltung lag etwas Gebrochenes, und doch leuchtete in seinen Augen die ganze Frische fünfundsingzigjähriger Jugend.

„Es ist hier über mich gekommen wie ein Rausch — nun bin ich schon zu weit gegangen, um umkehren zu können — ich vermöchte es auch nicht, selbst wenn ich es versuchte...“

Der Baron suchte die Achseln. Es schien ihm eine gewisse Genugtuung zu bereiten, hier den Moralischen zu spielen, und er wartete mit einer Reihe von Gemeinplätzen auf, die der Leutnant nur mit einem Achselzucken quittierte.

Die Atmosphäre in dem Salon hatte etwas Bedrückendes und Berauschendes zugleich an sich. Schwerer, aromatischer Zigarettenrauch hing von der Decke nieder, dazwischen mischte sich das nicht immer diskrete Parfüm der Damen, Belliden, Heliotrop und Fleur d'Amour, sowie der Duft von Kognak und Chartreuse.

„Und wie soll nun das alles einmal enden, Rudolf?“

„Ich weiß es nicht. Ich weiß überhaupt nichts mehr, kann nicht mehr denken, seit ich diese Frau liebe...“

Der Baron machte eine leichte Bewegung mit dem Kopf zu Frau von Bederitz hinüber. Der Leutnant nickte.

„Ja, ein toller Rausch, wie Saisisch, wie Opium. Wenn ich draußen bin, nehme ich gewaltsam meine Energie zusammen und versuche, mich loszureißen. Aber es gelingt mir nicht. Es zieht

mich immer wieder hierher zurück. Sage, was Du willst, ich behaupte, es ist Bestimmung. Darüber kann nun einmal keiner hinaus. Diese Frau mit ihren wunderbaren Augen saugt mein ganzes Ich in sich auf. Ich muß sie erzingen, das ist mein einziges Ziel zunächst, — und wenn ich den Mut ausziehen und irgendeinen Beruf ergreifen müßte!“

Eine belgische Königstochter als Krankenpflegerin.



Gräfin Stephanie Longay, die Gemahlin des verstorbenen Kronprinzen Rudolf von Oesterreich,

ist eine Tochter des Königs Leopold von Belgien; sie wirkt in der österreichischen Armee mit großer Hingabe als Krankenpflegerin und hat sich die Liebe der Verdunneten in reichem Maße erworben.

Der Baron verzog spöttisch die Lippen.

„Die Frau Gräfin möchte sich bedanken, wenn sie von solchen Kläuen hören würde...“

„Du wirst doch nicht etwa plaudern?“

„Ne — ich denke nicht daran! Du bist selbst alt genug, und ich habe Dir hinreichend Vernunft gepredigt; aber daß Du es gerade auf diese Frau abgesehen hast, über die immer wieder so merkwürdige, hartnäckig sich haltende Gerüchte auftauchen...“

„Das ist nichts als Verleumdung,“ entgegnete der Graf hastig. „Man müßte einmal ein

Exempel statuieren und einen der elenden Verleumder züchtigen, damit diese Stimmen ruhen würden. Ich wäre vielleicht längst schon zu einem Entschluß gekommen, wenn mir nicht eine innere Stimme sagte, daß ich noch abwarten müßte. Ja, wenn man ein freier Mensch wäre, der tun und lassen dürfte, was er will — aber was ist man denn eigentlich? Eine Maschine, die nach der Uhr des Dienstes aufgezogen wird und ablaufen muß — keine selbständige Kraft — es ist zum Verzweifeln!“

Etwas lohte in den Augen des Offiziers auf, das Zeugnis davon ablegte, daß er seine innere Kraft verzehrte. Von Natur aus mit einer ungewöhnlichen Leidenschaftlichkeit begabt, unruhig, hatte er das Verlangen, seinen Ueberfluß an Kraft an irgend etwas Großes abzugeben. Mit diesem Trieb war er aus der Kadettenschule gekommen, aber alsbald war in dem Einerlei des täglichen Dienstes an Stelle des Ehrgeizes eine dunkle Unkraft getreten. Das Erbe der Mutter hatte sich geltend gemacht. Er hatte Rennen geritten, sich Pokale errungen, tolle Streiche verübt und sich schließlich mit dem unbefriedigten Bewußtsein, daß das alles nicht das war, was er suchte, gelangweilt. Ein Kamerad, der früh den Säbel ablegen mußte, hatte ihn in den Salon der Frau von Bederitz gebracht. Die Bekanntschaften, die er hier geschlossen, waren für seine weitere Lebensweise von Uebel gewesen. Manchmal machte er sich wohl Gedanken über die Zukunft. Doch seit seinem letzten Besuch in Friedrichswert mußte er sich auf alles eine Antwort, die ihn beruhigte: Ich folge meinem Schicksal.

Das Schicksal war sein Menetekel, und so folgte er weiter ziellos der abschüssigen Bahn, auf die er geraten war, auf der er durch die wahrwichtige Liebe für diese Frau, die wie ein Magnet seinen Willen anzog, weitergehrt wurde.

„Mir scheint, Du mußt Franz von Leisten ausstechen,“ meinte der Baron. Es machte ihm Vergnügen, den Leutnant zu peinigen. Der biß die Lippen aufeinander und warf einen Blick ungestümen Hasses auf den Spieler, der sich eben erhoben hatte und in bescheidiger Vertraulichkeit Frau von Bederitz an das Büfett führte.

„Er ist überhaupt nicht von Adel und heißt einfach Franz Leisten!“ stieß Rudolf hervor.

„Das war längst meine Ueberzeugung. Man müßte diesem Adel einmal auf den Grund gehen...“

„Er stammt aus Polen und hat sich seinen Namen germanisieren lassen. Dort drüben ist doch jeder Hausknecht ein Adliger.“

Der Leutnant stieß Wort für Wort voll bitterer Ironie hervor.

„Mir scheint, Du bist besonders schlecht auf ihn zu sprechen?“
„Soll ich nicht? Immer treibt er sich um Frau von Bederitz herum — warum sie nur nicht einziehen will, daß dieser Mensch gar nicht in ihren Salon paßt?! — Niemand weiß, was er treibt. Er lebt, spielt, fährt vierpännig, und ich wette, er hat gar kein Vermögen.“

„Nun, von irgend etwas muß er doch seine Passionen bezahlen!“
Der Leutnant brachte den Mund nahe an das Ohr des Barons: „Man sagt ihm das schlimmste nach — er soll ein abscheuliches Gewerbe treiben, das seinen Sitz irgendwo in Warschau hat, und die Fäden sollen bis nach London und Kalkutta laufen . . .“

Frau von Bederitz näherte sich. Sie schien sich ihrer Macht über den Grafen Friedrichswert wohl bewußt zu sein. Mit einem Lächeln belebte sie ihn, mit einem Blick drückte sie ihn nieder. Er atmete auf in ihrer Atmosphäre, er war ihr untertan, war kraft- und machtlos in ihrer Nähe. Sie nahm neben dem Baron auf dem Divan Platz. Dabei war ihr ausnahmsweise kleiner Fuß sichtbar, der in goldgestickten Schuhen steckte. Der Leutnant erblickte und erstörte zu gleicher Zeit. Sie sah ihn mit ihrem strahlenden Blick an:

„Sie könnten mir einen Gefallen erweisen, Herr Leutnant, und gleichzeitig Ihren Finanzen dienen . . .“

„Das letztere wird mir nicht maßgebend sein, wenn ich Ihnen aber dienen kann, so wissen Sie, daß ich nichts scheuen werde.“

Sie nickte, immer mit dem gleichen sieghaften, grausamen und süßhaften Lächeln. Der Baron dachte, sie sähe da wie eine jener altbabylonischen Königinnen, die durch die Kraft ihres genialen Lasters ganze Völkerstaaten unterdrückt und ihre Felder in Sklaven verwanbelt hatten.

„Herr von Leisten hat mir eine glänzende Idee entwickelt, die ihn in Kürze zum Millionär machen wird. Er hat eine neue Grube entdeckt . . .“

„O weh!“ machte der Baron. Sie sah ihn ernsthaft und verweisend an. „Sie wissen ja gar nichts näheres darüber, Herr von Oldenscott! Wir werden einmal hinschauen! Können Sie sich ein paar Tage frei machen, Herr Leutnant?“

„Selbstverständlich!“ Sie brauchen nur über mich zu verfügen . . .“

„Die Grube liegt, wenn ich recht gehört habe, in Sigmaringen. Herr von Leisten hat sie verhältnismäßig billig gekauft. Man will ein neues Bergwerk anlegen. Die früheren Besitzer haben keine Ahnung von der Ergiebigkeit der Grube gehabt. Sie soll geradezu unererschöpflich an Kohlenreichtum sein, aber ihre Ausbeutung bedingt ein großes Aktienunternehmen. Es wird sich also darum handeln, Propaganda für die Sache zu machen, eine Gesellschaft zu gründen und Aktien unter die Leute zu bringen . . . ich werde Ihnen das noch des näheren erklären, Herr Leutnant, und wie Sie uns dabei behilflich sein können . . .“

Der Baron erhob sich, zog die Schultern hoch und ging zum Spieltisch. Er wollte damit nichts zu schaffen haben. Rudolf von Friedrichswert aber blieb sitzen.

„Wie ich Ihnen dabei behilflich sein kann? Ihnen und Herrn von Leisten? Was geht mich Herr von Leisten an? Muß ich Ihnen noch einmal wiederholen, Baronin, daß ich Sie liebe bis zur Jäherei, mit einer unerhörten Leidenschaft, daß Sie mich geradezu hilflos gemacht in meiner grenzenlosen Verehrung für Sie — und Sie verlangen meine Hilfe für einen anderen? Ich bin bereit, für Sie in den Tod zu gehen — Sie lächeln, weil das eine abgedroschene Redensart ist — nun wohl, ich will es beweisen — mit jedem Teufel will ich es aufnehmen und alles hinwerfen für Sie.“

Sie legte die Hand auf seinen Arm und zog ihn etwas zu sich herab, daß der Duft ihres Haares zu ihm aufstieg:

„Begreifen Sie denn nicht, Herr Leutnant? Wenn ich die Ihre Güte in Anspruch nehme, so ist es doch nur für mich allein — aber in diesem Falle verfolge ich noch ein anderes Ziel — Sie selbst sollen durch diese Gründung reich werden, unabhängig von Ihren bisherigen Verhältnissen, und ich will doch, daß Sie über die kleinliche Mißere, in der Sie jetzt stecken, hinwegkommen!“
Er beugte sich noch tiefer herab.

„Das wollen Sie? Und warum?“
Sie stand auf und senkte ihr Auge tief in das seine: „Da fragen Sie? Wissen Sie denn noch immer nicht?“ . . . Sie blickte sich über um, aber niemand beobachtete sie. Sie schob ihren Arm in den des Leutnants und machte ein paar Schritte nach einem Palmenarrangement zu:

„Wissen Sie denn noch nicht, Sie großes Kind, daß ich mich nur darum zurückhalte, weil ich Sie nicht unglücklich machen will, weil ich nicht möchte, daß Sie irgendeine Torheit begehen?“

Er starrte sie mit siebenglänzendem Blick an. „O, wenn Sie nur öfter so mit mir reden würden, dann wäre ich viel ruhiger. — Stellen Sie mich auf die Probe, verlangen Sie von mir, was Sie wollen — ich bin Ihnen willenlos verfallen; aber ich halte diesen Zustand auf die Dauer nicht aus, denn ich verzehre mich zwischen Hoffnung und Verzweiflung, und das raubt mir die letzte Kraft.“

„Sie sollen hoffen und nicht verzweifeln! Sie wissen, ich habe Ihnen schon einmal gestanden, daß ich nicht reich genug bin, um Sie ohne weiteres erhören zu dürfen. Darum biete ich ja alles auf, umjere Verhältnisse zu verbessern, und schließlich wird der Tag kommen, wo ich Sie anhören darf, wo —“

Er reckte sich hoch:
„Wenn Sie so sprechen, dann ist alles gut! Ich vertraue Ihnen! Und wenn ich darüber zugrunde gehen müßte, ich kann nicht anders, ich muß Dich eringen, denn Du bist mir alles, seit ich Dich gesehen, füllt mich aus, ich könnte das Leben nicht länger ohne Dich ertragen, und wenn es zu Ende sein müßte, so wüßte ich höchstens als letzte Rettung eine Kugel.“ — Ihre unnatürlich roten Lippen kräuselten sich wieder zu dem grausamen Lächeln. Er aber riß sie in feinstoßer Leidenschaft an sich — doch geschickt, geschmeidig und rasch wand sie sich aus seinem Arm und trat mit ruhigem, sieghaftem Schritt in den Salon zurück. —

Am Morgen machte Graf Rudolf einen seiner berichtigten Ritte durch den Tiergarten. Er hegte sein Pferd halb zusehender, aber frisch und straff kam er zum Gerzgerplatz. Mittags fand Oldenscott endlich Zeit, sich mit ihm auszusprechen.

„Du weißt doch, unter welchen Umständen der Tod Deines Vaters stattgefunden hat,“ begann er ohne Umschweife.

„Gewiß. Ich kenne alle Einzelheiten.“
„Ich wäre in der Lage, Dir einmal den Mann vorzustellen, der eigentlich direkt die Ursache seines Todes geworden ist, der ihn sozusagen ins Verderben getrieben hat.“

„So? Mit dem möchte ich allerdings ein Händchen pflücken.“

„Das dachte ich mir. Doch ist Vorsicht geboten. Du weißt — wenn etwas von den näheren Umständen bekannt würde, möchte es leicht sein, daß Du Schwierigkeiten im Avancement bekämf . . .“

„Du brauchst mich nicht daran zu erinnern!“
„Ich wollte Dich nur warnen! Uebrigens bin ich deswegen allein nicht gekommen. Dieser Herr, von dem ich eben spreche, beliebt, mir in die Parade zu fahren. Es ist wie eine Fronie des Schicksals — er macht Renaten den Hof, und das unerfahrene Mädchen schmet einigen Gefallen an ihn zu finden.“

Rudolf blickte ihn sprachlos an. Dann sagte er:
„Das ist ja schier unmöglich.“

„Unmöglich ist nichts. Jedenfalls muß man bei Gefahr gleich die Spitze bieten, und ich wollte

Dich deshalb bitten, einmal auf ein paar Tage nach Friedrichswert hinauszukommen, um gemeinsam mit mir den Herrn gründlich abzuschütteln!“

„Gern. Nichts wird mir erwünschter sein. In zwei Wochen etwa kann ich Urlaub nehmen — genügt Dir das?“

„Selbstverständlich. Und was ich sagen wollte: Die Sache muß unter uns bleiben. Renate braucht auch nicht zu erfahren, daß jener es gewesen, der den Fluß von Friedrichswert in neuester Zeit zur Erfüllung gebracht hat.“

„Aber ich meine, gerade wenn sie das wüßte, so —“

„Ach möchte es nicht. Man weiß nicht, wofür ein solcher Trumpp noch gut ist.“

„Wie Du willst! Ich werde Dir noch genau den Tag meiner Ankunft schreiben . . .“

Oldenscott reichte ihm die Hand.

„Wenn ich Dir wieder einmal mit einem kleinen Betrag dienlich sein kann — wir können ja ungeniert zusammen reden — und nimm Dich vor diesem Teufelsweib in acht . . .“

Der Leutnant lachte kurz.

„Daß nur! Es hat so jeder seine Bestimmung, und entweder geht es zum Guten oder zum Schlimmen, und wenn der Blutdamm von Friedrichswert sich auch an mir erfüllen soll — ich kann es nicht ändern! Hat es je einer vor mir ändern können?“

5. Kapitel.

In einer der winkligen Gassen des Berliner Nordviertels, nicht weit ab vom Stettiner Bahnhof, wo der alte, niedere Omnibus Nr. 5 alle paar Minuten vorüberjastet, liegt ein altes, graues Haus. Seine müde Physiognomie fällt nicht auf inmitten der farblosen, eintönigen Mietkasernen. Es schmiegt sich ergeben und freudlos in die lahle Front und starrt mit seinen blinden Fenstern voll Resignation auf diese Straße, die sich in den letzten zwanzig Jahren so sehr verändert hat. Menschen haften auf und nieder, zahllose Menschen in staubigen Werktagskleidern, die einen wenig einschmeichelnden Jargon sprechen. Männer, die von der Arbeit ihrer Hände leben, solche, denen das lungernde Laster seinen Stempel ins schmale Gesicht gedrückt, Frauen und Mädchen aller Kategorien, alte und junge, schöne und häßliche, aber alle arm. Und doch hat jede ihre stille Schamhaftigkeit die Alten nach einem heiteren Lebensabend; die Verheirateten nach häuslichem Glück und sorgenfreiem Dasein. Die Jungen aber, die Mädchen — ja, die: die haben ihre Herzen voll zitternder Erwartung und können sich nicht genug tun in Hoffnungen. Diese Hoffnungen wissen nichts von der Morgue, die gleich an der Ecke der Eschauer Straße liegt. Sie kümmern sich weder um den eingezwängten Himmelsfahrtskirchhof noch um die vielen Krankenhäuser. Sie wissen aber auch nichts von den eiteln Männen und stolzen Erwartungen des Mannes in dem alten Hause mit den blinden Fenstern, der im zweiten Stockwerk eine Wohnung von drei Zimmern inne hat und im Hof noch eine ehemalige Schmiedewerkstatt besitzt, zu der ein schmaler Pfeil im Hauseingang weist. Darüber steht in dicken Lettern: „Kontor der Gesellschaft Roburit G. m. b. H.“

Hinter diesem ebenso geheimnisvollen wie pompösen Titel verbarg sich der Erfinder Max Edelmann. Seine G. m. b. H. bestand aus ihm, seiner Frau und dem Vertreter einer Salpetersabrik; das eingelegte Vermögen stand auf dem Papier und setzte sich in der Hauptsache aus Max Edelmanns Erwartungen auf die Zukunft zusammen. Aufsichtsrat, Direktor und Hauptaktionär war wiederum Max Edelmann selbst, ein merkwürdiger und nicht alltäglicher Typ, der sich in diesem verlorenen Winkel von Berlin verborgen hielt und Tag und Nacht fieberhaft tätig war, um seinen Traum von Schlössern, Equipagen, Marschällen, Orden und Ehrenstellen zu verwirklichen.

Dieser moderne Alchimist hatte es sich in den Kopf gesetzt, Gold zu machen. Allerdings nicht



auf direktem Wege wie Cagliostro und andere Vertreter der schwarzen Magie, sondern auf Umwegen, durch Erfindung eines neuen Sprengmittels von unerhörter Kraft. Er stand in Hemdärmeln in dem von einer Vellampe erhellenen "Bureau" und machte Berechnungen. Jeder Papiersegen, der ihm in die Hände kam, erhielt mathematische Experimente. Mag Edelmann wurde nicht müde, gigantische Probleme in Mischungen zu erfinden. Salpeter und Kohle, Nitrosilber, Ammoniumhydrat, Naphthalin, Nitrozellulose und ungezählte andere Mittel wurden durch Zahlen ersetzt, die in unheimliche Beziehungen zu einander traten.

Auf dem Tische lag eine halbbedruckte Broschüre, die den Titel trug: „Das Koburit, das Nonplusultra aller Sprengmittel, seine Herstellung mittels chloraurer Kalis (ungefährlich!) durch den alleinigen Erfinder Max Edelmann. D. N. B. Nr. . . .“ (Dieses Patent bestand noch nicht, der Raum blieb also unausgefüllt.)

Max Edelmann hatte eine untersekte Figur. Er neigte zur Veleibtheit, und seine dicken Finger waren schwulstig und plump. Das dünne Haar hing wirr in die hohe Stirne, die wie zerknittertes Pergament durchfaltet war. Die kleinen Augen in dem schwammigen Gesicht hatten einen unstillen, unheimlichen Glanz.

Heute war er besonders unruhig und nervös. Zimmer wieder hastete sein Blick nach dem Ausgang hinüber, und als der Postbote mit schwerem Schritt durch den Hof kam, eilte er hinaus und hielt ihn auf. Aber für die Gesellschaft „Koburit“ war nichts eingelaufen.

Sauzend sperrte Max Edelmann schließlich sein Bureau ab und stieg die Treppe zu seiner Wohnung empor. Im Flur überragte er seine junge Frau bei harter Hausarbeit. Sie pastete ganz und gar nicht zu ihm. Eine zierliche Gestalt mit verwöhntem Kindergesicht, schien aus irgendeinem weiblichen Salon entführt und in die graue, ungesunde, nach Armut riechende Atmosphäre verzaubert zu sein. Sie hob das Köpfchen:

„Nichts?“

„Nichts!“

Sie seufzte und schenerte weiter, den Besen taktmäßig über die Dielen schiebend. Er sah ihr eine Weile mit düsteren Blicken zu:

„Es wird aber heute bestimmt die Entscheidung kommen.“

„Sie wird wieder eine Absage bringen.“

„Unmöglich! Man hat nicht umsonst eine ausführliche Prüfung des Pulvers vorgenommen. Sie müssen erkannt haben, daß sie hier vor einer phänomenalen Erfindung stehen . . .“

Die junge Frau seufzte tief auf und ließ den hoffnungslosen Blick über die zermürbte Gestalt ihres Gatten gleiten.

„Wer hat denn die Prüfung vorgenommen?“

„Ich glaube, es ist der Ingenieur Joachim Remmert.“

„Ach Gott,“ sagte Frau Edelmann, und machte eine verzweifelte Handbewegung, „und da hoffst Du noch? Hat er nicht schon einmal durch seine vernichtende Kritik Deine Existenz zerstört?“

„Ja, damals. Aber inzwischen habe ich durchgreifende Verbesserungen vorgenommen — er muß den Wert der Erfindung eingesehen haben —.“ Er näherte sich ihr. Sie stand mit mattem Blick da und ließ die Arme schlaff an dem schlanken Leib niederhängen.

„Du wirst wieder reich werden,“ sagte er heiser, legte seinen Arm um ihre Taille und führte sie in das armenliche Wohnzimmer, wo ein zweijähriges Kind mit erdsahlem Gesicht in einer Wiege lag und schlief. Der trockene Nebeldunst der Großstadtfabriken zog ins Zimmer. „Du wirst wieder reich werden, Irma, darum halte aus und beslaße Deinen armen Max nicht. Halte den Kopf hoch und laß die Hoffnung nicht sinken. Was sollte sein, wenn ich Dich nicht mehr hätte . . .?“

Er machte eine Pause. Sie sah müde vor sich hin, ohne irgendwelche Teilnahme für seine Worte zu bekunden.

„Wenn Du von mir gingest“ — eine qualende, frampshafte Furcht schnürte seine Kehle zu — „dann wäre alles vorbei. Dann ging ich in die Spree oder ich hinge mich am ersten Nagel auf, und das Koburit versänke in der Nacht der Ungewißheit, bis nach mir irgendein Glücklicherer darauf käme . . .“

Er brach ab und starrte in die Dämmerung. Sie dachten beide an die Vergangenheit, als Edelmann noch Millionär gewesen, seinen Marfall besessen und vierpännig in Berlin spazieren gefahren war. Da hatte ihm das junge Fräulein von Hallenstedt die Hand zum Bunde gereicht, wenn er auch ohne Adel gewesen war. Er hatte sie auf Händen getragen. Sie hatte über ihn und seinen Reichtum geherrschet wie eine Märchenprinzessin. In der verbitterten Armut einer stolzen, aber hilflosen Adelsfamilie großgezogen, hatte sie nicht genug alle früheren Entbehrungen in einem Rauch des Luxus und Reichtums vergessen können.

Max Edelmanns Zinsen hatten nicht mehr ausgereicht. Da griff er das Kapital an. Er studierte Chemie aus Liebhaberei und versuchte nun, Geld aus seinen Kenntnissen zu schlagen.

Dazu kamen Spekulationen und zum Schluß, als die Verarmung unaufhaltam hereinbrach, die fixe Idee seiner Erfindungen.

So war er schließlich dort angelangt, wo er heute stand, ein Verlorener in dem riesigen Berlin, der in den brandenden Wogen des Erwerbs wie ein Verzweifelter nach oben drängte — um seines Weibes willen.

Er liebte Irma mit einer Zärtlichkeit, die ohne Grenzen war. Und seit sie ihm den Kleinen geschenkt, kam für ihn noch die Gloriole der Mutterhaftigkeit hinzu. Und er rechnete und darbtete und träumte den Traum eines neuen, zukünftigen Glücks.

Die Klingel schrillte, und sie schnellten beide empor. Der langersehnte Brief traf ein.

Als Edelmann die Firma „Patentbureau Univerjum G. m. b. H.“ las, zauderte er, das Kuvert zu öffnen. Schließlich riß er mit zitternden Fingern den Umschlag ab.

„Zu unserem Bedauern sind wir nicht in der Lage . . .“

Er ließ den Brief zur Erde flattern, ohne weiter zu lesen, brach in den Sessel und stierte vor sich hin. Dann flutete jäh der niedergebückte Haß gegen die Glücklicheren hervor. Eine Flut von Schimpf und Hohn und Anklagen entströmte seinen Lippen. Und daraus wuchs der Haß, die fixe Idee, daß die Menschheit sich gegen ihn verschworen, daß nur persönliche Gründe diese neue Ablehnung bewirkt hätten, und jetzt nahm Joachim Remmerts rücksichtslose Gestalt dämonischen Charakter an.

„Der Teufel, der Teufel!“ schrie Max Edelmann und stürzte im Zimmer umher. „O, dieser Teufel! Er hat die Gewalt meiner Erfindung erkannt! Er muß sie erkannt haben! Er will mich einfach nicht aufkommen lassen! Es ist alles Neid, Mißgunst und Schändlichkeit!“ Er riß eine Schublade auf und entnahm ihr die letzten Ersparnisse. Frau Irma war zu sehr an solche Ausbrüche gewöhnt, um sich darum zu bekümmern. Sie beugte sich über die Wiege, denn das Kind war über den Darm erwacht. Max Edelmanns Zorn aber war diesmal, von der großen, neuen Enttäuschung getragen, nachhaltiger denn je. Er verließ das Haus in blinder, namenloser Verzweiflung und fuhr mit dem nächsten fälligen Zuge nach Bremen.

Schon damals, als Joachim Remmert durch seine vernichtende Kritik den Zusammenbruch der „Gesellschaft für natürlichen Küstenschutz“ herbeiführte, hatte den Erfinder ein namenloser Haß gegen den Urheber seines Unglücks erfüllt. Er hatte dem Ingenieur einen von Beschuldigungen

und Drohungen strotzenden Brief geschrieben, der ihn vor den Strafrichter hätte bringen können, würde ihn Joachim Remmert ermit genommen haben. Er hatte aber gar keine Antwort gegeben. Nun reiste Max Edelmann blindlings nach Bremen, ohne zu wissen, was er tun wollte, und von einem ungewissen Kagegefühl getrieben.

In Bremen erfuhr er, daß Joachim Remmert bereits früh nach Friedrichswert gefahren sei. Er folgte ihm auch dahin. Er ließ sich überlegen und langte eine Stunde nach dem Ingenieur auf der Insel an.

Joachim Remmert befand sich im Schloß.

Er kam jetzt oft nach der Insel herüber. Eigentlich hatte er dort nichts zu tun; er hatte vor der Deutschen Deichbaugesellschaft den Auftrag erhalten, alte Deiche, die sie gebaut hatte, zu inspizieren und neue Schuttdämme anzulegen. Da gab es denn unendliche Verhandlungen mit den Einwohnern der Inseln, die für ihre Deiche aufzukommen hatten, da mußten Berechnungen gemacht, stundenlange Wanderungen vorgenommen werden, dazwischen lange Seefahrten in Sturm und Wetter. Aber meist führte die Fahrt an Friedrichswert vorbei.

(Fortsetzung folgt.)

Wiedergeburt.

Roman von Anna Kiedel.

(2 Fortsetzung.)

(Raaddruck verboten.)

Frau v. Gern war es so ergangen. Sie hatte als ganz junges Ding, ohne zu wissen, daß sie es tat, dieses Land der Sehnsucht, Italien, das die Dichter besungen und woher sich die Maler ihre Farben, die Bildhauer ihre Formen holten, für das Land der Erfüllung gehalten. Dann hatte sie eines Tages an der Seite eines Mannes, den sie über alles liebte, in jener Welt gestanden, und da mußte sie die Erfahrung machen, daß es auf Erden keine Erfüllung gibt. Zwar ihr Auge war befriedigt — ach, es erblickte so viel Schönheit, daß es sich bisweilen vor all diesem Reichtum, dieser Fülle schloß und sich gern auf einer dürftigen Flur ausgeruht hätte. Unser Auge nimmt niemals mehr auf als unser Herz; und als Frau v. Gern auf das blaue Südländische Meer blickte und dunkelgrüne Palmen geheimnisvoll über ihrem Haupte rauchten — da erstarrte in ihr die Fähigkeit des vollen Genießens, und langsam erwachte in ihrem Herzen die Sehnsucht nach Deutschland und nach dem zarten, keuschen Zauber seines Frühlings. Sie fühlte sich matt und kraftlos in der gesättigten Schwüle der weichen, schmeichelnden Luft. Während ihr Gatte, ausgeräumt und beweglich, wie nie dabeim, mit flüchtigen Reisebekanntschaften die Ungegend durchstreifte, lag sie müde und unglücklich auf dem Ruhebett, hatte die Augen vor dem grellen Licht geschlossen und träumte von der Heimat und dem heimlichen Werden und Wachsen seiner Natur. Unzählige Bilder und Stimmungen fliegen vor ihr auf. Sie hörte den Wind, den stürmischen, scheltenden Wind, der in den Linden ihres Hauses rauschte und die taßten, natten Zweige aneinander schlug. Er kam über das freie Feld, so ungebunden und wild wie ein ausgelassener Knabe, alles bog sich unter seinem Toben und Tollen, und dann plötzlic war er davongeeilt, und still war's in der Kunde. Aber glaube nur nicht, daß er für immer ging; er steckte hinter der Hecke, und gib acht! da ist er schon wieder im wilden Lauf. Und wieder biegen sich die Kronen und neigen sich, die eine zu der anderen. Sie flüchtern sich zu, daß der Saft in ihrer Rinde steigt, daß sie junges Leben in sich fühlen, daß sie nun bald wieder in ihrer vollen Schönheit dastehen werden. Und abermals naht der Wind, und die Bäume werfen sich ihm in die Arme und können sich nicht genug tun im Raufchen und Wogen und Wiegen jubelnder, jehrender Lenzesahnung.

Und sie gedachte der stillen, ein wenig kühlen Tage im Mai, wo der Regen langsam und liebevoll vom Himmel herniederfloß. Sie saß am Fenster und blickte auf den Rasen und die Sträucher. Es wurde so grün; so duftig und gewirzig war dieses Grün, das vor ihren Augen voller und voller erproß! Still und schwarz lag der Aker da und deckte sorgsam und verschwiegen wie eine Mutter die empfangene Saat. Und überall regte sich junges Leben in tausend Keimen und strebte aus dem Mutterschoß der Erde empor zum Licht.

Dann stand die Sonne am lichtsblauen Himmel, und goldener Sonnenschein lag auf dem Rasen und malte durch das Geäst der Bäume leichte, dunkle, schwebende Schatten auf die sauberen Gartenwege. Türen und Fenster standen offen, heimlich und seltsam ver schlafen knarrte die Angel, die Gardine, weiß und luftig, hauchte sich in der Zugluft wie das Kleid eines tanzenden Mädchens. Wie lieblich sind die Vogelstimmen!

Wir schließen die Augen, es gibt nichts Süßeres als diese weiche Müdigkeit, die unsere Lider schließt und unsere Glieder festsetzt. Wohlthätig, glücklich und frei hebt sich die Brust in leichten Atemzügen.

Derartige Frühlingstimmungen gab es natürlich im Süden nicht, und Frau v. Gryn hatte sie schmerzlich entbehrt. Das war auch ein Grund, daß sie in späteren Jahren lieber ihren Gatten allein reisen ließ. Trotzdem empfand sie die Einsamkeit der nachweihnachtlichen langen Abende schwer und schmerzlich. Als sie eines Tages ohne lange Erwägung zu dem Entschluß gekommen war, sich ein junges, heranwachsendes Mädchen ins Haus zu nehmen, bereute sie ihren einleitenden Schritt auch in den nächsten Tagen nicht, obwohl sie ein wenig über sich lächelte und sich eine närrische Frau schalt, die immer wieder von neuem Dummheiten machen müsse. Sie war für sich völlig überzeugt, daß sie nach Verlauf von sechs Monaten ein ausgesprochenes Fiasko zu verzeichnen haben würde. Das hinderte sie aber nicht, ihren Träumen die lieblichste Gestalt zu geben!

Ihrem Gatten wollte sie einstweilen von der neuen Hausgenossin nichts mitteilen. Die Sache an sich wäre ja ganz harmlos gewesen, Herr v. Gryn hätte sicher nichts dagegen gehabt, daß sie sich ein weibliches Wesen mehr zu ihrer persönlichen Bedienung hielt. Aber das Moment der Bedienung trat ja hier ganz zurück, sie wollte zu ihrer Freude, ja beinahe zum Verziehen, ein junges Geschöpf in ihr Haus nehmen. Das konnte sie ihm nicht sagen. Sie vergegenwärtigte sich sein Gesicht, wenn sie ihm ihr Projekt enthielt. Er saß in seinem Schaukelstuhl mit der Zeitschrift in den Händen. Langsam sank bei ihren Worten das Blatt in den Schoß, er legte die Zigarette in die Schale, warf den Kneifer herunter und sah sie groß und ein wenig kopfschüttelnd an und sagte mit einem unbeschreiblichen Lächeln, in einem ebenfalls unbeschreiblichen Ton: „Kind! Kind!“

Ja, Kind! Weiter nichts. Aber was lag nicht alles in diesem einen Wörtchen!

Sie wollte erst abwarten, wie sich die Angelegenheit entwickelte, ihr Gatte kam erst Mitte Mai zurück.

In den ersten Apriltagen langte Erika an. Frau v. Gryn holte sie selber von der Bahn, obwohl sie sich sagte, daß es nicht klug sei. Aber als sie Erika ein wenig hilflos und verlegen mit ihrem kleinen Koffer auf dem Bahnsteig stehen sah, ließ sie jede kluge Zurückhaltung beiseite und begrüßte sie sehr herzlich. Das junge Mädchen hatte rotgeweinete Augen, und um den Mund lag ein mühsam zurückgedrängtes Weinen. Wie ist sie doch hübsch, dachte Frau v. Gryn, und laut sagte sie:

„Kommen Sie, liebes Kind, wir wollen schnell in meinen Wagen steigen und nach Haus fahren. Es ist kalt und unfreudlich, und Sie sehen so verfroren aus wie der kleine Starnagel, den mir Herr Weiland heute morgen auf den Kaffeetisch legte.“

Da mußte Erika lachen.

Und nun begann das Zusammenleben, das Frau v. Gryn sich all die Tage vorher so schön und befriedigend ausgemalt hatte. Sie war erstaunt. Und sie ward es von Woche zu Woche mehr. Es schien, als sollten sich zum erstenmal in ihrem Leben ihre verwegenen Hoffnungen erfüllen. Aber noch zweifelte sie. Sie hatte ein junges, werdendes Frauenwesen um sich haben wollen, dem sie ihre liebevolle, bald mütterliche und bald ernst erziehlische Fürsorge zuteil werden lassen konnte und das ihr nichts dafür geben sollte als die freundliche Darbietung einiger kleiner Dienste und — was ihr weit mehr galt — ihr aufrichtiges Vertrauen und den Einblick in ihr sich langsam erschließendes Wesen.

Aber Frau v. Gryn stand dem wirklichen Leben eigentlich nie als Phantastin gegenüber. Und sie sagte sich, so etwas, wie sie sich es wünsche, gäbe es nicht. Ja, es gäbe es wohl, aber unter tausend jungen Mädchen könne sie wohl nur mit einem einzigen in solchen vertraulichen Verkehr treten. Und nun? Sollte sie wirklich eine Glückszimmer in diesem Lotteriespiel ge Griffen haben? Nicht, daß Erika v. d. Heide in jeder Hinsicht ihrer Vorstellung entsprachen hätte, durchaus nicht! Aber vielleicht hatte sie dieselbe übertrieben. Frau v. Gryn hatte in ihrem neuen Hausbewohner ein kleines dunkelhaariges und dunkelgeaugtes Mädchen mit weichen, ründlichen Formen erwartet. Warum, hätte sie natürlich nicht sagen können. Sie mußte sich eben vorher alles ausmalen. Erika v. d. Heide aber war ein großes, zartgliedriges Mädchen mit stark abfallenden Schultern, sehr lockerem, aschblondem Haar, das sich oberhalb der hohen, weißen Stirn baufte, und ihre Augen waren tief und grau und boten in ihrem Ausdruck das stete Widerspiel ihrer Gemütsstimmung; diese Stimmung aber war eine stets wechselnde und zeigte alle Abstufungen von einer hohen, idealen Begeisterung bis zu hilfloser Sentimentalität.

Da sah sie nun, mit dem Buch auf den Knien, auf einem niedrigen, lehnlosen Sofa und las vor aus Freitags Abnen. Frau v. Gryn stützte an einem Wandbehang für ihres Gatten Zimmer, und Fräulein Klettner befeuerte Wäsche aus. Vielleicht würde heute noch Besuch kommen, dann würde Fräulein Klettner schnell mit ihrem Wäschekorb einschwinden und im Hinabsitzen noch die etwas schief hängende Decke des Sofas ihres gerade rücken. — Erika aber würde bleiben und fragend zu Frau v. Gryn aufsehen. Dann würde sie sagen: „Liebes Kind, bitten Sie die Damen hereinzukommen, und sorgen Sie für eine kleine Erfrischung. Fräulein Klettner wird schon Bescheid wissen.“ Vielleicht aber — hoffentlich! — blieb man allein. Sie zog den Faden durch ihr feines Tuch, bog den Kopf zurück und prüfte die Farbewirkung. War es nicht seltsam? Ihr Gatte weckte unten im Süden, konnte sich nicht sattsehen an tiefroten Rosen und leuchtenden Anemonen, und sie sah hier mit einem fremden, weißhaarigen Kinde und stützte für ihn weißlichgraue Disteln auf grünem Tuch. Sie hielt inne, seufzte ein wenig und sagte, indem sie die Arbeit für die beiden anderen hochhielt: „Sagen Sie mal, Fräulein Klettner und Erika, ist das Ganze nicht ein wenig monoton? Ich fürchte, es wird meinem Manne nicht gefallen.“

Erika hob die Augen, und Fräulein Klettner sagte: „Ja, es ist ein bißchen monoton. Wissen Sie was, Frau v. Gryn, stücken Sie noch ein paar rote Mohnbüthen in den Zweig; Mohnbüthen wachsen mit Disteln zusammen, ich habe es schon oft gesehen. Meine Schwägerin hat ein Sofakissen —“

Frau v. Gryn hörte mit der liebevollen Höflichkeit, die ihr ihren Untergebenen gegenüber eigen war, die lebhafteste Schilderung von Frau Kapitän Poppingas Sofakissen an, und dann sagte sie: „Das paßt nicht, Fräulein. Das hier ist ja kein Zweig, sondern eine Staupe, und an einer Distelpflanze wachsen ja leider noch keine roten Mohn-

büthen, aber sonst denke ich mir Ihr Kissen sehr hübsch. Erika, was meinen Sie?“

Erika jagte: „Ich habe immer meine Freude an der schönen Distel gehabt. Sehen Sie einmal den zarten Flaum des Kopfes — wenn der Wind darüber weht, wird er die einzelnen kleinen Seidenhäärchen forttragen und die ganze Staupe wird sich hin- und herneigen. — Warum sollen denn nur rote Rosen schön sein? Ach nein! Wie fein sind diese wundervollen, geschweiften Blätter mit dem leuchtenden weichen Schimmer auf dem weichen, saftigen Grün. O, bitte, lassen Sie Ihre Arbeit, wie sie ist, sie ist wirklich ein Kunstwerk!“

„Ich habe sie nach der Natur gestickt,“ jagte Frau v. Gryn. „Am vorigen Herbst sah ich mit dem Tuch hinten bei der Laube, zeichnete die Linien auf und gab mir die Farbtöne an. Ich glaube auch, ich möchte es so lassen, wie es ist.“

Sie stützte eine Weile den Kopf verjornt in die Hand und sagte: „Es wird am besten sein, wir tragen den Vorhang einmal hinüber und sehen, wie er sich macht.“

Herrn v. Gryn's Zimmer war das Eckzimmer der linken Front. Es war ein außerordentlich großer, hoher Raum mit vier Fenstern. Zwei wiesen nach dem Hof hinaus, und zwei, die nach Westen gingen, zeigten in den Garten. Erika war hier noch nicht gewesen.

Es war ein trüber, kalter Tag, man froh, wenn man hinausging, obwohl es bereits Mai war. Die Sonne hatte sich nicht eine Stunde sehen lassen; aber als jetzt Frau v. Gryn die Tür öffnete, sah Erika, wie vom westlichen Himmel eine gelblich-rote Lichtwelle in das Zimmer floß. Sie stieg unwillkürlich einen Laut der Bewunderung aus und hielt die Hand vor die Augen — der Schein lag goldig auf ihrem Gesicht. „Welch schöner Sonnenuntergang,“ jagte Frau v. Gryn, „sehen Sie nur.“ Sie standen beide und blickten bewundernd in das Lichtmeer des westlichen Himmels. Dann nahm Frau v. Gryn die Arbeit, und Erika mußte sie an die Wand halten. Sie selbst setzte sich auf einen großen, weitaumigen Lederstuhl und blickte hinüber. Ihr Antlitz war seltsam still und verträumt. War sie nicht bleicher als sonst? Aber das mochte von der Lichtfülle kommen, vielleicht war es auch die matte Ausstattung des Zimmers, dessen Möbel wie Tapeten in einem weichen, graugrünen Ton gehalten waren.

Erika fing den Arme an weh zu tun. Sie wollte eben fragen, wie Frau v. Gryn die Wirkung ihrer Arbeit fände, da sah sie, daß unaufhaltsam große, schwere Tränen über das Gesicht der Frau rannten. Einen Augenblick schwanke etwas in ihr, sie hatte das unklare Empfinden, als offenbare sich hier vor ihrem Auge ein Schmerz, der das Geheimnis einer Frau war und bleiben mußte, dann aber, im nächsten Augenblick schon, strömte ihr Herz über von Dankbarkeit, Liebe und verständnisvoller Anteilnahme, sie warf das Tuch beiseite und slog auf Frau v. Gryn zu. Daß es ein Trostwort für die einsame Frau nicht gab, empfand sie; sie suchte auch nach keinem, sie drückte nur ihre Lippen auf die gefalteten Hände, und ihr Herz entbrannte in dem einen übergroßen Wunsch: O, könnte ich etwas für sie tun! Könnte ich sterben für sie und ihr Glück!

„Kind,“ jagte Frau v. Gryn, „liebes Kind!“ So lebten die beiden Frauen miteinander.

4. Kapitel.

Herr v. Gryn war länger von der Heimat fortgewesen, als ursprünglich beabsichtigt. Und dabei hatte er sich diesmal überhaupt nur mit Widerwillen und auf längeres Zureden seiner Frau von Petershof, dem „Buen Retiro“, wie er es bisweilen nannte, getrennt. Und nun war er fast volle fünf Monate dort unten geblieben. Das eine wie das andere hatte natürlich seine guten Gründe.

Ein Winter in Petershof mit den von Sturm und Regen oder Schnee und Eis gefährdeten Wochen und dem gar nicht zu umgebenden geselligen Ver-

kehr der ringsum wohnhaften Gutsnachbarn bot allerdings wenig Verlockendes für ihn. Dazu kam, daß Herr v. Grun das scharfe, fast fühlende Auge seiner Frau nicht hatte, die schon im Februar bei Sturm und Schnee die ersten, ja vielleicht die zartesten, heinlichst und beglückendsten Anzeichen eines beginnenden Frühlings zu erspähen vermochte. Er beneidete sie oft um diese glückliche Gottesgabe, für ihn war Wärme, Licht und Sonnenschein erst da, wenn die vollen roten Rosen an seine Scheiben klopfen. Aber er hatte in diesem Winter eine größere Arbeit vor, die er gern beim abendlichen Lampenschein hinter den geschlossenen Läden seines wohnlichen Zimmers vollendet hätte. Diese Arbeit trug weniger einen wissenschaftlichen als künstlerisch-kulturhistorischen Charakter und handelte von dem künstlerischen Stil der Buchausstattung. Herr v. Grun hatte schon seit einem Jahr weitgehende Vorarbeiten für sein Thema gemacht, und außerdem gaben die letzten zehn Jahre mit ihrem stilistischen Aufschwung und dem unruhigen Hin- und Herbewandern der Sezessionsmuster eine solche Fülle des Stoffes, daß er nur mit äußerster Beschränkung vorgehen konnte, wenn er nicht den kulturhistorischen Charakter seines Wertes zerstören wollte.

Dem man mochte sagen, was man wollte, es war gar nicht so leicht, so von dem Lugaus seines stillen Kaufes die unzähligen Strömungen der neueren Kunst, die sich selbst die moderne nannte, richtig zu bewerten. Auf dem laufenden konnte man sich schon halten, dafür sorgten textlich gute Zeitschriften und bildnerisch die vielen herrlichen Reproduktionen der Neuzeit — aber weit schwieriger war es, diesem oder jenem Neuen den ihm zukommenden Wert — für sich sagte Herr v. Grun bisweilen Unwert — beizulegen. So ein Schauen aus der Vogelperspektive — wir wissen ja, wie es uns geht, wenn wir von einem hohen Turm hinuntersehen — zeigt uns leicht alle Dinge zu gleichartig. Wir können uns wohl hüten, sie so klein und unbedeutend einzuschätzen, wie wir sie sehen, aber werden wir ihnen das richtige Maß geben? Und wenn noch — eins ist sicher — die Dinge verlieren für uns ihren wesentlichen Charakter. Du kannst wohl von deiner Höhe die Größe von einer schlanken Birke unterscheiden, ja, das kannst du; aber wirst du sie beide so sehen, wie du sie sehen mußt — die eine in dem wunderbaren zarten Schleiergewebe ihrer zitterigen Blätter — die andere in der ruhigen, rauschenden Kraft ihrer breiten, schütenden Äste? Nein, gewiß nicht! Wer Dinge und Menschen kennen lernen will in ihrem innersten Einzelwesen, der darf sie nicht von oben herab betrachten, der muß sich liebevoll neben sie stellen, Seite an Seite.

Das fühlte Herr v. Grun sehr gut, aber natürlich war — wenigstens einstweilen — dieser Umstand für ihn noch nicht schwerwiegend genug, daß er um seinetwillen seine ganze Lebenseinrichtung aufgeben — z. B. Petershof verkaufen hätte und in die Stadt gezogen wäre, um sich selbst in den großen Strudel all der Künstler, Dichter, Denker, überhaupt all der geistig Arbeitenden zu begeben, mit denen er geistig fortlebte, wie er einstmals geglaubt hatte, unter ihnen leben zu können. Nein, das Leben, wie er es sich jetzt eingerichtet, wie es sich zum Teil auch von Jahr zu Jahr selbst gestaltet hatte, gefiel ihm ganz gut. Freilich, als junger Mann hatte er andere Pläne gehabt. Höhe, ideale und auch wieder ehrgeizige und ruhmstüchtige. Er hatte ja ursprünglich Maler werden wollen. Alle Stolzjäger des den Schulzwang und die Schularbeit verabscheuenden Knaben, alle stolzen, selbstbewußten Bekenntnisse des werdenden

Jünglings hatten sich zusammengefaßt in dem einen bald trotzigem, bald herrlichen: Ich will ein Maler werden!

Die äußeren Verhältnisse und Bedingungen waren auch derart, daß dies Wort, das in dem Munde manches anderen Knaben prahlerisch geklungen hätte, bei ihm einen selbstverständlichen Charakter hatte. Sein Vater besaß eine größere Kunsthandlung, und Erich v. Gruns Auge hatte sich schon frühzeitig an Form, Farbe und Linie ergötzen können. Er hörte verständige Worte und Urteile, und sein Geschmac konnte sich in Ruhe und Muße bilden. Das war gewiß ein großer Vorteil für den Knaben, der den Stif so leicht und gefällig zu führen verstand — wenigstens jagten andere Leute so zu ihm, und er selbst pflegte auch sein Talent immer als ein gestärktes, gleichsam produktiv gewordenes Erbeil seines kunstverständigen Vaters zu betrachten. Aber mit der Zeit, als er Jahr für Jahr vergeblich auf den Akademien zubrachte und sich von einem Lehrernuglos zum anderen wandte — da fing er an, ganz anders zu denken.

Es war doch merkwürdig, ja, es war ihm selbst rätselhaft und oft unheimlich — aber trotz allen Arbeitens, trotz aller Vertiefung in sein Studium

Tag, was irgendein eitler, genussüchtiger, gemeiner Geschmac ihnen hinstellte, davor knieten sie und eiferten ihm nach und nannten es schön. Er aber war einer von den wenigen, die erleben waren, gegen das Gemeine zu kämpfen und um ihre Seele zu ringen und sie für Hohes und Ebles zu gewinnen. Es war ganz gleich, welche Wege er sie einst führte. Ob er sie berühren würde in dem Lächeln eines Kindes, in dem ersten Angesicht eines würdigen Greises, dessen nach innen gefehrtes Auge zurückblickt auf das Leben mit allen seinen Wechselfällen, oder in dem halb sehnsüchtigen, halb andächtigen Blick eines Jünglings, der von einem einsamen Felde hinauf zu dem bestirnten Himmel blickt. Der Gegenstand war es nicht, sollte es nicht sein, das Göttliche sollte es sein, was er in ihn hineinlegte, und er wollte es sich mit Schmerzen und durchwachten Nächten aus der eigenen Brust nehmen und ihnen darbieten, wie der Belfian mit dem eigenen Lebenssaft seine Zungen speist. Solcher Art waren für eine kurze Zeit Erich v. Gruns Zukunftssträume gewesen.

In späteren Jahren pflegte ein seltsam erstes Lächeln über sein Gesicht zu gehen, wenn er an diese Epoche seines Lebens zurückdachte. Wie war es doch ganz anders geworden! Keine einzige seiner Hoffnungen war in Erfüllung gegangen. Nicht einem einzigen hatte er jemals als Künstler eine Offenbarung sein dürfen. Nicht ein Herz hatte er der Schönheit geöffnet.

War er eine Schale, deren kostbarer Trank unvorsichtig zu früh verschüttet war? Na, hatte er vielleicht diesen Trank, mit dem er andere hatte stärken sollen, selber hinuntergeschluckt und sich daran berauscht, anstatt sich und sie zu stärken?

Das war ein großes Fragezeichen in seinem Leben. Er konnte keine Antwort darauf finden. Er sprach auch mit niemand darüber. Wie er einstmal seine Ideale für sich allein in der Brust verborgen hatte, so trug er auch nachher den Schmerz der Enttäuschung für sich.

Was half es auch, darüber zu reden? Konnte er sagen, wie lebendig alles vor ihm stand, sobald er die Augen geschlossen hielt — wie alles Farbe und Form, Leben und Seele hatte in ihm, und wie leer, wie hölzern und gemet — niedrig war das, was er auf Papier und Leinwand brachte?

Ah, da stand er mitten in einer einsamen Frühlingslandschaft oder in der Stille seines Zimmers, seine Seele hatte tagelang, wochenlang vielleicht sehnsüchtig gesucht nach einer Körperlichkeit, in die sie den Strom ihrer geistigen Macht ergießen wollte — nun hatte sie gefunden, was sie suchte, und sie umsoob und verflärte das Gefundene mit all ihrer feinen, sehnsüchtigen Liebe. Und dann waren die Wochen gekommen, in denen er das Errungene mit sich herumgetragen hatte, still und heimlich, daß es auskreife wie die Frucht am Baum. Und nachher? War er zu hastig gewesen? Nein, das war er nicht. Er glaubte es jedenfalls nicht. — Aber was war es nur in ihm, das allem, was er schuf, den Stempel des Wertlosen und Geringen, ja, fast Trivial-Sinnlichen aufdrückte? War das schließlich doch der Ausdruck seines innersten Wesens? Sein eigentlicher Kern, den er nur sorgfältig, ohne es zu wissen, schon von Kindheit an in hundert und aberhundert sorgfältig gewählten Hüllen verborgen hatte? Oder veriaqte sein Talent in dem Technischen, in der Farbmischung vielleicht?

Als die Erkenntnis seines Unvermögens über ihn gekommen war, hatte er den Kampf nicht leicht aufgegeben. Mit einigen Unterbrechungen führte er ihn zehn Jahre lang. Dann streckte er die Waffen und machte mit einem gewaltigen Entschluß seiner Malerlaufbahn ein Ende.



Der jüngste gefangene russische Soldat.

In Deutschlands größtem Gefangenenlager befindet sich ein 13 Jahre alter Knabe, er wurde bei den letzten Kämpfen in Polen mit gefangen genommen. Auf unserem Bilde sieht man zwei Knaben, welche eine frische Proviant-Ration in Empfang genommen haben und froh sind, auf Kosten Deutschlands verpflegt zu werden.

— er konnte es zu nichts bringen, jedenfalls zu keinem Ziel, das ihm erstrebenswert erschienen wäre. Als ganz junger Anfänger hatte er mit ganz leichter Hand ein paar Zeichnungen vollendet und veröffentlicht, drei Charakterköpfe, die damals in seinem Kreise allgemeines Aufsehen erregten. Man sah in ihm ein großes, zukünftiges Talent, und da er selbst sich nie anders in den Gesilden der Zukunft schaute, so hatte er die damalige Anerkennung sehr gleichmütig und selbstverständlich entgegengenommen. Freilich würde er einst ein großer Maler werden! Das war der Traum seiner Knabenjahre gewesen. Und doch, wie gehoben und geschwellt von einem ganz eigenen frohen Stolz hatte sich seine junge Brust gefühlt, wenn er so mit der göttlichen Macht, die er in sich wühlte, durch belebte Straßen schritt, wo unzählige Reiche wie Arme an ihm vorbeischaften. Sie kannten ihn nicht, sie sahen ihn nicht, und doch würde er einst in ihrem Leben eine Rolle spielen — die Rolle des Künstlers, der all den Tausenden, die blind durch diese Welt gehen, das Auge öffnet für Schönheit und Wahrheit. Sein immer wacher, ringender und kämpfender Geist würde ihren Geist wecken und bilden und, wenn er an der Erde und am Irdischen hing, ihn mit sich heraufnehmen zu den freieren, lichteren Regionen des Abstrakten. All die Tausende — sie wußten ja gar nicht, was Kunst, echte, veredelnde Kunst war! Was der

Es liegt so furchtbar nahe, daß ein Mensch, der vergeblich seine beste Kraft daran setzte, eine ersehnte Höhe zu erklimmen, nachher nicht wieder den Blick zu jenen Gefilden erheben mag, von denen ihn eine rauhe Hand zurücktrieb. Er stielte sich weit ab unten im Tale an und blickt still und nachdenklich auf die grünen Matten zu seinen Füßen, und das Herz schmerzt ihn, wenn er sieht, wie froh und mit wie ungebrochener Kraft andere aufwärts klettern, immer weiter hinauf — dorthin, wo er einst seine Brust in freien, vollen Atemzügen hatte heben wollen.

Ihn verlangte zu sehr nach Ruhe und Zurückgezogenheit, ja vielleicht auch nach rein körperlicher Arbeit und ihrer Gliedermüdigkeit und dem wohlthuenden Schläfe; so kam es, daß er sich mitten aus dem Trudel großstädtischen Künstlertrums in die Verborgenheit eines kleinen Landgutes zurückzog. Seine Studien und Kartons, ob fertig oder unfertig, wurden in große Kisten verpackt. Vernichten mochte er die Sachen nicht, im Gegenteil, sie sollten ihm stets eine Warnung sein, falls — wer kann wissen, wie die Jahre ihn wandeln! — sein Herz wieder einmal von törichtem Hochmut ergriffen würde. Und um ein ständiges memento mori seiner Kunst zuzurufen, nagelte er Pinsel und Palette oberhalb seines Bettes an die Wand und darüber einen grinsenden Totenkopf, den er aus der Zeit seiner anatomischen Studien zurückbehalten.

Das war alles ein wenig kraß und grausam, aber diese Grausamkeit gegen sich selbst tat ihm wohl, weil sie ihm die einzige Süßne für den Frevler an seiner Kunst zu sein schien.

Er wollte fortin weiter nichts als still für sich auf seinem entlegenen Landsitz leben, fernab von dem Leben und Treiben derer da draußen, zu denen er sich nicht zählen durfte. Und wie ein junger Bauernburche ging er bei einem älteren, zuverlässigen Inspektor in die Lehre, hielt sich landwirtschaftliche Zeitungen und mühte sich ab, an nichts anderes zu denken als an Bodenbeschaffenheit, Getreidearten und Viehbestand.

Aber die Arbeit, die er nun oblag, war ihrem ganzen Wesen nach eine viel zu gesunde und wohlthuende, sie war so kräftig und harmonisch, in ihren Forderungen so einfach und einleuchtend und in ihren Ergebnissen so tiefinnig geheimnisvoll und beglückend.

Ehe ein paar Jahre vergangen waren, hatte sie aus Erich v. Gryn einen anderen, glücklicheren Menschen gemacht. Er hatte sich unter eine Zucht- rute beugen wollen in törichter Selbstqualerei, und er hatte Ruhe und inneren Gleichklang wiedergewonnen und sein neues Leben liebgekommen.

Seit diesem Wiedergewinn seines seelischen Gleichgewichts sah er natürlich auch seine Stellung zu der verlassenen Kunst weit anders an. Nicht, daß er noch einmal wieder mit frischer, neuer Kraft zu Pinsel und Palette gegriffen hätte. Nein, das nicht! Aber die Frage, ob er selber produzierender Künstler war oder nicht, hatte überhaupt aufgehört, für ihn diese gewaltige Bedeutung zu haben. Was lag an ihm! Dem einen! Tausende strömen alltäglich in die Museen und Hörsäle. In ihrer Brust treiben stolze, hohe Ideen ihre Keime. Dann bringen sie das, was sie schaffen können, hinaus auf den Markt. Die Menge steht davor. Sie staunt, sie urteilt, sieht noch ein wenig näher hin, spricht noch einmal: Wie schön! Ist es nicht der Natur abgelauscht? Seht diese Farbenöne! Und dann wandern sie schon wieder mit ihren Gedanken weit fort auf den breitgetretenen Weg ihrer alltäglichen Angelegenheiten. Wie töricht, wie eingebildet, wie selbstüchtig-eitel mußte er einst gewesen sein, als er geglaubt hatte, bildend und erhebend auf die große Menge einwirken zu können! Als wenn nicht die große, allmächtige Natur in ihrer geringsten und armseligsten Gabe dem Menschen tausendmal mehr jagte als er mit all seiner Kunst! Wer da Herz und Auge hatte für Schönheit, dem trat sie überall entgegen, er brauchte ihr nur sein Gemüt zu er-

schließen. Solche Gedanken waren ihm bisweilen gekommen, wenn er zur vorgerückten Abendstunde allein am Rande seiner wogenden Kornfelder saß und seinen Blick über den grün-goldenen Segen dahingleiten ließ. Er konnte sich nicht satt sehen an dem wunderbaren Reichtum, den ihm die Natur mit ihrem geheimnisvollen, gütigen Lächeln dahingestellt hatte. Und neben dem Großen das Kleine in den vielen Tausenden von zarten Blüten und winzigen Gräsern zu seinen Füßen. Mein Gott, wo hatte er nur früher die Augen gehabt!

Er fühlte sich so ausgejöhnt mit dem Leben, daß es töricht und kleinlich gewesen wäre, wenn er nicht jetzt in den freien Mußestunden des Lebens wieder bisweilen in den Büchern und Katalogen geblättert hätte, die halb verstaubt und vergessen dastanden. Und so erwachte langsam, langsam wieder die Neigung und Liebe zu der Kunst, die einstmals sein Lebenszweck hatte sein sollen.

Nach seiner Verheiratung war das Leben ungestört in gerader Linie für ihn wie für seine Frau dahingegangen. Sie hatten sich beide der Erziehung ihres Jungen gewidmet. Die Bewirtschaftung des Gutes, die Sorge für die Leute, die Vertretung gemeinsamer Interessen, die ihn mit den umliegenden Landeuten verbanden, ein gelegentlicher Aufenthalt in der Großstadt, der Bau eines neuen Hauses — das waren so die Einzelereignisse, die zusammengefaßt sein Leben ausmachten.

Ein wenig anders wurde es, als ihm einst nach einer längeren Krankheit, die er sich gelegentlich einer heftigen Frühjahrserkältung zugezogen hatte, der Arzt mitteilte, er müsse äußerst vorsichtig mit seiner Lunge sein. Das beste wäre ein alljährlicher Aufenthalt im Süden während der kalten Jahreszeit. Ihn hatte das zuerst nicht in den Kopf gewollt. Er hing so wenig am Leben! — Um seinerwillen diese große Umwälzung, die jedesmal durch eine wochenlange Abwesenheit hervorgerufen wurde! Er hatte gelächelt und den Kopf geschüttelt. Aber dann war seine Frau dazwischen getreten mit Bitten und Tränen. Und sie hatte auf ihren blondköpfigen Knaben gewiesen.

So waren mit der Zeit diese Reisen nach dem Süden in den allgemeinen Gang der Dinge eingereicht worden. Diesmal aber dehnte sie sich länger aus als gewöhnlich. Einmal, weil Herr v. Gryn auf seiner Rückreise noch eine Woche bei einem Freunde, einem Maler in München, zugebracht hatte. Und dann — ja, da war etwas in sein Leben getreten, etwas, das er schwer mit Namen hätte nennen können, das aber so völlig Macht über sein Denken und Empfinden gewann, daß er Woche auf Woche hatte verstreichen lassen in der Hoffnung — oder was es fürcht? — es werde ihn wieder freigeben aus seiner süßen, aber ach so kraßtraubenden Umarmung.

Er dachte wohl manchmal, daß er doch ein törichter Mann sei, aber er dachte es mit einem seltsamen, träumerischen Lächeln, das ankündigte, wie gern er noch ein wenig länger in dieser süßen Torheit verharren möchte.

So liegt ein Schläfer am frühen Morgen und läßt sich von freundlichen Traumbildern umschweben. Auf seiner Decke spielt bereits der Morgenjonnensstrahl, und ein frischer Wind weht draußen in den Büschen, aber seine Glieder sind von weicher Müdigkeit umfangen, die Lider liegen so schwer — das Traumbild ist zudem so lieblich. Morgenwind und Morgenjonne, läßt mich noch eine Weile, ein kleines Weilchen nur — ich komme gleich — ja, gleich — und er sinkt zurück in Selbstvergeffenheit.

Herrn v. Gryn's Traum war nichts weiter als eine Erinnerung, und die Gestalt, die ihn belebte, in tausendfach wechselnder und immer gleich reizender Gestalt belebte, war die eines Mädchens, das seinem Herzen einst nahe gestanden hatte, aber jetzt schon seit Jahren völlig aus seinem Gedächtnis geschwunden war. Damals war er von ihr gegangen, weil er ein Auseinandergehen für sich

wie für sie für wünschenswert, ja notwendig gehalten hatte, und sie war aus seinem Leben wie aus seinem Herzen entschwunden. Jetzt trat ihr Bild noch einmal wieder vor seine Seele, gerade als wollte es alte Rechte geltend machen. Und er gab, was er geben konnte.

Herr v. Gryn hätte nicht sagen können, welcher Art oder Stärke das Neuaufleben dieses Gefühls für die Jugendliebte war. Es war ja auch gleichgültig. Vielleicht war ihm zuerst einmal ein Wort von ihr wieder durchs Herz gezogen. Oder nur der Klang ihrer Stimme? Es konnte ja auch sein, daß er hier oder dort eine Aehnlichkeit ihres Angeichts getroffen hatte. Aber schließlich mußte doch heute etwas in seinem Herzen sein, daß seine Bodenbeschaffenheit gar so weich und willig für die Aufnahme solcher zarten Samentörner war, die dann so schnell Keime getrieben hatten — wie kalt und gleichgültig hatte er nicht all die Jahre hindurch jedwede Erinnerung von sich gewiesen. Und jetzt?

Es wohnte in dem Hause, das er bezogen hatte, eine Landmännin mit ihrer Tochter, einem frischen, jungen sechzehnjährigen Mädchen. Dies Mädchen, ein halbes Kind noch, führte ihren Namen. Es geschah öfters, daß er durch sein geöffnetes Fenster die Mutter nach der Tochter rufen hörte. Dann lautete er auf diesen Namen wie auf einen lieben Klang und sprach ihn nach, und meistens war er unfähig, in seiner Arbeit fortzufahren, er mußte die Feder hinlegen und stand auf, um stundenlang im Zimmer auf- und abzugehen. Sein Blick wurde ernst und veronnen, und sein Geist verweilte in entlegenen Fernen.

Wäre Herr v. Gryn ein weniger guter Kenner seines Herzens gewesen, so hätte er jetzt vielleicht versucht, den Schleier von dem verborgenen Bilde zu ziehen und sich zu vergewissern, was das Gesicht für ihn noch aufbewahrt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegs-Allerlei

Ein Schuß, der in die Kriegsgeschichte gehört. Ueber einen merkwürdigen Infanterieschuß berichtet Herr Lambert Schwering, Leutnant und Adjutant bei der Bahnpolitskommandantur in R., der „Köln. Volksztg.“ folgendes: Soeben melbet mir der Kriegsfreiwillige W. v. aus Raumburg an der Soale folgenden merkwürdigen Vorfall: Ich zielle vom Schützengraben auf meinen Gegner. In einer Entfernung von 70 Metern gerade mir gegenüber im feindlichen Schützengraben bot die Silhouette eines Rappis ein vortreffliches Ziel. Ich hatte mein Gewehr fein im Anschlag und wollte gerade losfeuern; meines Erfolges war ich schon sicher. Das Ziel war so klar und mein Gewehr so schön in Stellung gebracht; mein Schuß konnte nicht fehlerhaft. Da knattert drüber ein Schuß — ich taumle zurück, und als ich zur Besinnung komme, sehe ich mein Gewehr am Schloß und an der Kammer zerstückt. Durch Einde meiner eigenen Waffe habe ich eine abscheuliche Verwundung an der Stirn und am Auge erhalten. Ich untersuche meine Waffe und finde im Lauf des Gewehres ein französisches und ein deutsches Geschöß, beide abgeplatet. Was war passiert? Bei weiterer Untersuchung finde ich die Mündung meines Laufes nur ein ganz klein wenig beschädigt. Kein Zweifel: es war das französische Geschöß bei der Mündung meiner Waffe eingetreten, hatte den Hügel des Laufes folgend meine Patrone zur Entzündung gebracht und mich so durch Teile meines eigenen Gewehres verwundet.“ Der junge Mann macht einen durchaus glaubwürdigen Eindruck, und seine Erzählung verdient Beachtung. Dieser Schuß dürfte einzigartig in der Kriegsgeschichte sein. Wäre das französische Geschöß auch nur ein Millimeter von seiner Flugbahn abgewichen, so hätte es die Mündung freitlich getroffen; aber die freie Bahn durch den ganzen Lauf hätte es nimmer gefunden. Und auch dann war das Phänomen nur dadurch möglich, daß das deutsche Gewehr den Reichsball und das französische den Lintsdral hat. So fand das französische Geschöß beim Eindringen in das deutsche Gewehr an seinem Laufende dieselben Verhältnisse vor, die es beim Verlassen des eigenen Gewehres durch seine Umkehrung um die eigene Achse nach links, entsprechend der inneren Einrichtung des französischen Gewehrlaufes, angenommen hatte. — Als Dr. Engelens, dem inspiszierenden Etappengeneral, der Vorfall gemeldet wurde, meinte er launig: „Schade, mein Junge, daß Sie nicht eine Sekunde eher als der Franzmann abgetriß haben. Ob es aber auch dann zu dieser eigenartigen Erscheinung gekommen wäre? Wer weiß es?“



Rätsel-Ecke

Rätsel.

I.

Ich schäme mich, meinen großen Nachen
 Wie einen Schnabel aufzumachen.
 Leder, Leinwand und Papier,
 Das alles freß ich mit Begier.
 Mich braucht Gefahr und Angelahrt:
 Hat es recht,
 Oder ich beiße dich in den Bart.

II.

Wir lieben den Weiser und trinken doch nicht;
 Wir haben auch Augen und doch kein Gesicht,
 Wir suchen für Fürsten Soldaten heraus;
 Entschieden manch Schicksal bei Sauss und Braus.
 Meist Zwillinge sind wir, oft Drillinge gar;
 Nieh' uns're Bekanntschaft! leicht bringt sie Gefahr.

III.

Der Kopf spricht:
 Ich nenn' dich mein, hebst du dich auch
 Nebellengleich empor,
 Gehst du auch deiner Nachbarschaft
 Mit schlechtem Beispiel vor.

Die Trommel spricht:

Ich nenn' dich mein, denn auf mich hin
 Lohnt du in wilhem Spiel,
 Bekommt auch manche gute Haut
 Durch dich der Schläge viel.

Das Meer spricht:

Ich nenn' dich mein, denn wer sich dir
 Genagt in folger Ruh,
 Den fährst du mit gewalt'ger Kraft
 Schnell meiner Tiefe zu.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Rätsel in voriger Nummer:

I. Kiel. — II. Strauß.

Karte von Frankreich

Maßstab 1:1000000

Bearbeitet von Onésime Reclus

Das Bildformat dieser in 4 Farben gedruckten Karte beträgt 100/103 cm. Die Karte ist auf den gegenwärtigen Stand bearbeitet und zeigt in einer besonderen Farbe sämtliche Festungen nebst Sperrforts. Die Karte enthält ferner 4 Spezialkarten: Die Umgebung von Paris, Lille, Marseille und die Insel Korrika, sämtliche, auch die kleinsten Ortschaften und ermöglicht eine schnelle Orientierung der Kämpfe auf dem weitläufigen Kriegsschauplatz

Preis M. 3.— für 1 Exemplar

Zufendung erfolgt gegen Voreinsendung d. Betrages portofrei

Geographisches Institut Wilhelm Greve

Königl. Hof-Lithographie, Hof-Buch- und -Steindruckerei

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Echten
 exl r a s t a r k e n
 W a t h o r i u s -
 (vorzüglich wirkendes Massagemittel) Dtz. Mk. 250 bei 30 Fl. Mk. 6.— franko.
 Karmelitergeist - Fabrik E. Walther, Halle a. S., Mühlweg 20.

Hals- und Lungenleidenden

teile ich aus Dankbarkeit durchaus unentgeltlich (nur gegen Einsendung des Briefportos) mit, wie ich durch ein ebenso einfaches wie billiges und dabei doch so überaus erfolgreiches Verfahren von meinem langwierigen Leiden (altem starken Asthma, Husten, Auswurf, Nachtschweiß, Abmagerung usw.) befreit wurde.
 Leop. Dick, Grosskönigsdorf 374, Rheinland.

Geld gibt ohne Mühen, schnell, reell, infante Rentenrückzahlungen, seit 1891 bestehende Firma Schulz & Co., Berlin 110, Kreuzbergstraße 21. Rückporto.

Neue Gänsefedern,

wie sie von der Gans gerupft werden, mit alten Daunen à 9 Dd. 1,60 Mk. Dieselben Federn, mit alten Daunen, groß gerissen à 9 Dd. 2,35 Mk., gut gerissen, mit alten Daunen à 9 Dd. 3,35 Mk., verjüngt gegen Stachel, nebene, was nicht gefällt, zurück. Auguste Schuch, Gänsestaubfabrik, Neu-Zerbin 9 (Oberbrud.).

Anzeigen

haben in diesem Blatte eine weite Verbreitung.

Technikum Masch.-Elektr.-Ing., T. Werkm. Hainichen i. Sa., Lehrfabr. Proct. fr.

in
Clichés Autotypie
 und Strichätzung
Wilhelm Greve
 Graph. Kunstanstalt
 Schnellste Lieferung
 Billigste Preise
 Berlin S.W.
 Rittersstraße 50.

Bei Bezug von Waren bitten wir, sich auf dieses Blatt zu berufen.



Bildgröße 28x38 cm

Kartongröße 45x60 cm

Den Lesern des „Zeitspiegel“ offerieren wir als passendes Geschenk:

BILDNISSE

von KAISER WILHELM II und unseren HEERFÜHRERN in

Handpressen-Kupferdruck

auf Chinapapier und Kupferdruckkarton zu dem Einheitspreise von Mk. 3.— pro Blatt. (Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt spesenfreie Zusendung.)

Wir bieten somit jedermann Gelegenheit eine wirklich künstlerische Reproduktion aller unserer hervorragenden Heerführer erwerben zu können.

Deutsche Kunstdruck-Gesellschaft m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

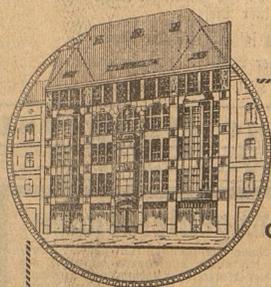
Vorläufig gelangen zur Ausgabe:

- Kaiser Wilhelm II.
- Wilhelm, Kronprinz von Preußen
- Rupprecht, Kronprinz von Bayern
- Herzog Albrecht von Württemberg
- von Beseler, General der Inf.
- von Bülow, Generaloberst
- von Einem, General der Inf.
- von der Goltz, Generalfeldmarschall
- von Hindenburg, Generalfeldmarschall
- von Heeringen, Generaloberst
- von Kluck, Generaloberst

sd

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 1671, 9862, 11084
Telegrammaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneweide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie

das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,

sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Sobald erschienen!

Sobald erschienen!

Wilhelm Greve's Karte

vom

Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1 : 5 000 000 ♦ In 18 Farbentönen ♦ Bildgröße 72 × 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mittelländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odessa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Volksausgabe A



Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto oder gegen Nachnahme von

Wilhelm Greve, Königl. Hof-Lithographie,
Hof-Buch- u. -Steindruckerei

Telephon: Amt Moritzplatz 1671, 9862, 11084

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Telephon: Amt Moritzplatz 1671, 9862, 11084